

In der so lebhaft gewordenen Debatte über die Folgen dessen, was man die Emanzipation der Frau nennt, spielt die Frage, wie Haushalt und Beruf, Kindererziehung und öffentliches Wirken der nun aus allen Fesseln der »Unterprivilegierung« entlassenen Frauen »verkräftet« werden können, eine sehr große Rolle. Ich gestehe, daß mir das nicht ganz eingehen will. Warum ist das nur ein Problem der emanzipierten Frau? Warum nicht ebensowohl des Mannes, der einen Beruf und eine Familie, einen außerhäuslichen Kampfplatz, auf dem er sich fünfmal in der Woche schlagen muß, und ein »trautes Heim« hat, in dem er Nestwärme verbreiten, Vorbild sein, Toleranz einüben und Wunder an liebevoll-zärtlicher Zuwendung verrichten soll – ganz zu schweigen von jenen eher freiwillig übernommenen Verpflichtungen in Verband und Politik, in (Kirchen-)Gemeinde und »sozialem Umfeld«?

Die Vielschichtigkeit und Komplexität unserer Gesellschaft ist offenbar der Preis, den wir für den hohen zivilisatorischen Standard, den wir genießen und auf den wir nicht verzichten wollen, bezahlen müssen:

Mit einem Kohleofen mußte ich mir die Finger schwarz machen und Brennmaterial aus dem Keller schleppen, aber ich konnte damit anfangen was ich wollte, ohne jemanden zu fragen; ich konnte heizen oder es bleiben lassen, ich brauchte keinen Menschen dazu. Bei der Zentralheizung geht das nicht mehr; ich spare zwar Muskelkraft und Seife, aber ich muß ständig gute Beziehungen zum Hausmeister pflegen, wenn ich sicher sein will, daß er die kleinen Störungen rasch behebt; ich muß die Heizölpreise studieren, weil ich das Geld für die Jahresrechnung rechtzeitig zurücklegen muß; ich kann nicht verreisen, ohne mich um den Zustand der Heizkörper geküm-

mert zu haben. Der Zugewinn an Komfort hat eine Zusatzlast an Vor-Sorge nach sich gezogen.

Seitdem ich ein Auto besitze, kann ich mich freier bewegen. Es gibt in meiner näheren und fernerer Umgebung keinen Ort, an den ich nicht in Kürze gelangen kann, so oft ich will. Aber ich kann auch als Fußgänger nicht mehr einfach durch die Stadt gehen, der natürliche Bewegungsablauf muß vor jeder Kreuzung abgestoppt werden; bevor ich die Straße überquere, muß ich nach links und rechts schauen, Mitmenschen beobachten, ihr bevorstehendes Verhalten abschätzen, selbst Entscheidungen treffen. Auch hier: der Zuwachs an Freiheit hat einen enormen Überhang an Bindungen erzeugt, die mich zum Erfüllungsgehilfen einer »Straßenverkehrsordnung« machen, ohne die niemand überleben kann.

Die Rolle, die ich »draußen« spielen muß, ist von dem Autokollektiv »moderne Erwerbsgesellschaft« geschrieben worden. Sie verlangt von mir eine Menge Eigenschaften, die ich nur mit erheblicher Anstrengung an den Tag legen kann. Ich soll mich mit der Firma, für die ich arbeite, identifizieren, obgleich ich gar nicht sehr viel über diese Firma weiß. Ich soll für die Durchsetzung der Produkte dieser Firma auf dem Markt der freien Wettbewerber sorgen, obgleich es meiner Gemütsart viel eher entspräche, den Leuten klipp und klar zu sagen, wofür sie unsere Produkte brauchen können und wofür nicht. Ich soll als »dynamische Persönlichkeit« (das stand in der Anzeige, auf die hin ich mich erfolgreich beworben habe) meine Untergebenen in Trab halten, obgleich ich es viel lieber hätte, wenn es nicht so hektisch bei uns zuginge. Für mich allein würde es auch in einer weniger exponierten Stellung, in einer etwas ruhigeren Firma reichen; da ich aber für eine mehrköpfige Familie zu sorgen habe (und auch selbst nicht auf die Annehmlichkeiten einer Reise, eines Ferienaufenthalts, eines Opernbesuchs verzichten möchte), muß ich die Ohren steif halten und mich jeden Morgen erneut in ein Gewühl stürzen, das mich überfordert und das mir wider den Strich geht. Ist mein Motiv aber wirklich echt? Wiegt die Sorge um die Familie, die Ausbildung und die Zukunft der

Kinder wirklich schwerer als mein eigenes Verlangen nach Sicherheit? Von Prestige- und Statuskomplexen fühle ich mich zwar frei, aber eine Portion Ehrgeiz, zeigen zu können, daß ich »im Beruf etwas leisten« kann, schlummert wohl in irgendeinem Winkel meines Herzens.

Aber das ist nicht das Schlimmste. Damit ließe sich leben. Das Schlimme ist, daß der Rest von Kraft und Lebensfreude, den ich abends mit nach Hause bringen kann, zu klein ist, um mich in der Familie jene Rolle spielen zu lassen, die mir dort zufällt, die ich auch erkenne und anerkenne, die aber meine Möglichkeiten übersteigt. Dazu kommt die Strapaze des Rollenwechsels, die jeden Abend verlangt wird: Aus dem Löwen, der erfolgreich für die Firma kämpfen, Konkurrenten besiegen und Gegner abwehren muß, soll plötzlich das sanfte Lamm werden, das häuslichen Frieden ausstrahlt, die Sorgen aller anderen in Geduld anhört und auf jede Frage die richtige Antwort weiß.

Nicht als ob ich von der Familie nur erwarten würde, daß sie mir ein erholsames Idyll bietet, ein warmes Essen, bequeme Hausschuhe und entspannendes Geplauder. Ich weiß, daß sie etwas von mir fordern darf, ich finde das auch ganz richtig, aber ich habe oft nicht mehr genug Kraft, um mich diesen Forderungen zu stellen. Indem ich mich verschließe, mich in mich zurückziehe, die Läden herunterlasse, spüre ich, daß ich schuldig werde. Aber ich kann es nicht ändern. Das Lebenmüssen auf verschiedenen Ebenen, die gleichzeitig bespielt werden sollen, die alle ihre durchaus legitimen Ansprüche an mich richten, ist zu viel geworden. Es gibt Rollenkonflikte, die regelmäßig ausbrechen, auf die ich mich zwar vorher einrichten, die ich aber nicht zufriedenstellend lösen kann. Wem kann, darf, muß das nächste Wochenende gehören? Dem Fortbildungskurs für die Firma, die das von mir erwartet, weil sie mich gut bezahlt? Der Familie, die sich eine Woche lang darauf gefreut hat und der ich es schuldig bin, daß sie mich auch einmal ganz, nicht nur in dem Restbestand, den ein Werktag von mir übriggelassen hat, für sich haben kann? Der Partei, die gerade vor einem Wahlkampf steht und die Mithilfe jedes ihrer Mitglieder braucht, wenn sie

nicht endgültig absteigen will? Dem Berufsverband, in dem man mich nicht ganz ohne mein Dazutun als standespolitischen Wortführer betrachtet und dem ich mich auch selbst verpflichtet fühle, da ich ihm für meine Karriere einiges verdanke? Der Katholischen Akademie, die mich als Diskussionspartner eingeladen hat, für ein die Tagung abschließendes, vom Thema und den Zuhörern her sehr wichtiges Podiumsgespräch, so daß ich während der zwei Tage zuhören müßte, um ernsthaft mitreden zu können?

Ich weiß es nicht, was ich tun soll; ich werde mich irgendwie entscheiden, aber ich spüre schon jetzt den Vorgeschmack des Schuldbewußtseins, mich nicht ganz objektiv, nicht ganz pflichtgemäß entschieden zu haben. Wo ist die asketische Regel, nach der ich die Prioritäten in diesem Katalog der Verpflichtungen setzen kann? Was fange ich mit der Formel an, die ich jüngst in einem Vortrag gehört habe, eben dieses Spielermüssen auf mehreren Ebenen mache den besonderen Reiz des christlichen Lebens in der Gegenwart aus, das »Premierenhafte unserer Entscheidungen«, das uns daran hindere, diese Welt langweilig zu finden und in Routine zu versinken? Mit derlei quasi-ästhetischen Kategorien kann ich meinen Schwierigkeiten nicht beikommen. Ich fühle mich überlastet, überanstrengt, von meinen kirchlichen Ratgebern im Stich gelassen. Für meinen Fall haben sie kein Rezept, obgleich es offensichtlich ist, daß ich nicht der einzige bin, der an dieser Krankheit leidet. Rings um mich sehe ich ganz ähnliche Fälle. Freilich, die meisten erwarten auch gar keine Hilfe von kirchlicher Seite. Was sie von dort erwarten, sind eher Erschwerungen, zusätzliche Pflichten, Verkürzung der individuellen Möglichkeiten, mit alledem fertig zu werden. In gewisser Hinsicht haben sie damit auch ganz Recht.

Meine Frau hat viel Verständnis für meine Loyalitätskonflikte zwischen den verschiedenen Rollen, sie hilft mir dabei. Aber das geht oft auf ihre Kosten, und ich bin nicht kurz-sichtig oder betriebsblind genug, das nicht zu bemerken. Auf die Dauer mischt sich Resignation in ihr Verständnis, auch

etwas Bitterkeit. Und die Kinder? Ich kann nur hoffen, daß sie eines Tages verstehen werden, weshalb sie weniger von ihrem Vater hatten, als sie erwarten durften und bei anderen Kindern sehen konnten.

Ich wünsche den emanzipierten Frauen bei dem Versuch, ihre angeblich so ganz exzeptionellen und geschlechtsspezifischen Probleme zu lösen, recht viel Glück.

Christlich gelebte Ehe. Erfahrungen eines Laien II.

ICH soll berichten, wie wir als Christen unsere Ehe gelebt haben — in Übereinstimmung mit den Gesetzen Gottes und seiner Kirche und den Gesetzmäßigkeiten oder Zwängen einer unter dem Diktat der Geburtenbeschränkung stehenden Zivilisation. Wir betonen, daß unsere Erfahrungen in diesem Bereich nicht geeignet sind verallgemeinert zu werden. Die Erfahrungen beschreiben *einen* Weg einer katholischen Ehe, die freilich alle von der Konstellation bestimmt werden, die Ordnung von Natur und Offenbarung halten zu sollen, die gesichert und verkündet wird von der Kirche, und in einer Welt leben zu müssen, die gekennzeichnet ist — zumindest in modernen Industriegesellschaften — von einer restriktiv planerischen Grundeinstellung zur Frage der Weitergabe des Lebens bei gleichzeitig expansiv planerischer Haltung gegenüber Lusterfahrung und Triebbefriedigung. Die Konstellation ist nicht neu: Unsere Vätergeneration stand unter ihr, spätestens seit der Jahrhundertwende, während der Wille zum Lustgewinn und zur maximierten Triebbefriedigung *innerhalb* der Ehe sich erst relativ spät durchsetzte.

Zum generativen Verhalten in unserer Ehe gibt es bemerkenswerte Parallelen in den Ehen unserer Elterngeneration: späte Heiraten, jeweils drei Kinder pro Familie, geboren in drei bis fünf Jahresabständen; in allen Fällen handelt es sich um soziale Aufsteigerfamilien, ohne wirtschaftliche Absicherung durch